

von muss ja ein Film über so ein altes Buch erzählen, und davon erzählt Stölzls »Schachnovelle« auch. Und einmal wollen wir hier noch hinüberwechseln in die Gegenwart der Literatur, wie sie in diesen Tagen in Berlin zu erleben war. Mit Leïla Slimani und einen Tag später in einer Lesung von Christian Kracht.

Der las in seinem weichen Leseton, in hellbraunem Mantel auf der Bühne des Kammermusiksaals der Philharmonie aus seinem aktuellen Roman »Eurotrash«. In dem der Erzähler Christian Kracht mit seiner alten, kranken, weisen, immer wieder geistesabwesenden, immer wieder schrecklich hell-sichtigen Mutter auf eine letzte Reise in die Berge geht.

Vielleicht weil beide wissen, dass es eine letzte Reise ist, sprechen sie miteinander, wie sie wahrscheinlich noch nie gesprochen haben. Über sich, ihre Lügen und auch über die Generation des Großvaters, eines SS-Manns, ohne Grund, ihre alten Überzeugungen, ihre Taten nach dem Krieg zu bereuen.

Krachts Roman ist ein ungeheuerliches Werk über die Zerstörungskraft des Schweigens über Generationen hinweg. Das jetzt von ihm mit dieser zarten, leisen Stimme vorgelesen zu bekommen, verstärkte den Eindruck, den man beim Selberlesen des Buchs zuvor schon gewonnen hatte, noch einmal um eine wesentliche Dimension: »Wie war es bei ihrem Vater wirklich gewesen?«, las Kracht über die Mutter des Erzählers Kracht. »Waren der SS-Ausweis und das goldene Parteiabzeichen und die diversen Folterkammern und das große, jahrzehntelange, jahrhundertelange Schweigen, das eingefressene, eingefräste, verbohrt, verbiesterte Schweigen, war das nur ein Traum gewesen, ein nicht enden wollender, biederer, garstiger Traum?«

Und schließlich erzählt er von diesem Christian Kracht, als der noch klein war und reden wollte, über alles: »Und wie wart ihr denn mit den Juden umgegangen, hatte ich immer geschrien, mich dann oben im Gästezimmer unter dem Dach versteckt und dann hemmungslos und verzweifelt die Kopfkissen vollgeweint. Und mit den Russen, den Griechen und den Dänen? Es wurde immer ignoriert in der Sicherheit des Reetdachhauses in Kampen auf Sylt, bis ans Grab wurde es ignoriert, es wurde immerzu geschwiegen und gesummt im Ohrensessel, und bis zu den »Tagesthemen« Eierlikör getrunken.«

Auch Leïla Slimani hatte am Tag zuvor ihre Rede mit einer Erinnerung beendet. Nach einer früheren Veranstaltung, bei der Slimani von ihrer Mutter begleitet worden war, habe eine junge Frau ihre Mutter gefragt, ob sie ihre Tochter immer noch liebe. Sie selbst würde auch so gern schreiben, aber sie habe Angst, dass ihre Familie sie verstoße und niemand sie verstehe. Was die Mutter geantwortet hat, wissen wir nicht. Aber Slimani sagt: »Sie können sich natürlich denken, was ich ihr geantwortet habe. Ich habe sie aufgefordert, ein Verbrechen zu begehen. Zu lesen und zu schreiben.« ■

## Das Erbe des Kanonenkönigs

**KARRIEREN** Der Deutsche Emil Bührle wurde in der Schweiz durch Waffengeschäfte reich. Nun will sich die Stadt Zürich mit seiner Kunstkollektion schmücken. Doch vorher dürften die Recherchen eines Experten für Aufsehen sorgen.

**I**m Vorkriegsjahr 1913 besuchte der Freiburger Student Emil Bührle die Berliner Nationalgalerie und sah zum ersten Mal Gemälde der französischen Impressionisten. Viele Jahre später schwärmte er von dieser Begegnung, da konnte er sich selbst längst so ziemlich jedes Werk leisten, besaß Bilder unter anderem von Paul Cézanne, Claude Monet, Vincent van Gogh. Er bewahrte sie in einem Haus neben seiner Zürcher Villa auf. Denn der Mann, der aus bescheidenen süddeutschen Verhältnissen stammte, lebte nun in der Schweiz und wurde als »Kanonenkönig« bewundert.

Aus dem ehemaligen Studenten der Philosophie, Literatur- und Kunstgeschichte war ein überaus mächtiger Rüstungsfabrikant geworden. Und auch nachdem Bührle die Schweizer Staatsbürgerschaft angenommen hatte, blieb er seiner alten Heimat verbunden; seine Waffen verkaufte er im großen Umfang auch an die Nazis. 1936 knüpfte er an das frühe Berliner Erweckungsleben an und wurde Sammler. Bis zu seinem Tod – er starb 1956 im Alter von 66 Jahren – kaufte er mehr als 600 Werke für sich oder seinen Konzern Oerlikon-Bührle.

Schon lange ist vorgesehen, dass ein Teil des heute milliardenteuren Bildererbes viele Jahre im Zürcher Kunsthaus ausgestellt wird. Im Oktober nun wird ein vom britischen Stararchitekten David Chipperfield entworfener Museumsanbau eingeweiht, der 206 Millionen Franken gekostet hat und in dem die Werke der Stiftung Sammlung E. G. Bührle eine eigene Etage erhalten. Aber vorher dürfte die Debatte über diese Bilder eine neue Eskalationsstufe erreichen, denn kommende Woche erscheint ein Buch mit dem Titel »Das kontaminierte Museum«.

Verfasst hat es der Berner Historiker Erich Keller, ihm zufolge war Bührle sogar tiefer als alle anderen Schweizer Unternehmer mit dem nationalsozialistischen Regime verflochten. Und auch nach dem Zweiten Weltkrieg lief das Geschäft bestens, die Welt rüstete weiter auf, viele kauften bei Bührle ein, die Amerikaner etwa Raketen für den Koreakrieg. So weit der Geschäftsmann Bührle – und der

Kunstliebhaber? Der sei wiederum enger in den NS-Kunstraub verwickelt als jeder andere private Sammler im Land, schreibt Keller.

Der Historiker gehörte zwei Jahre lang einer Forschungsgruppe der Universität Zürich an, die Bührles Karriere aufarbeiten sollte. Doch dann stellte er fest, dass der Projektleiter den Bericht vor Veröffentlichung der Bührle-Stiftung vorgelegt hatte, die um Änderungen bat. So störte sich der Stiftungsdirektor – laut einer im Buch zitierten E-Mail – am Begriff Freikorps, obwohl der spätere Waffenfabrikant nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland einem solchen paramilitärischen Verband angehört hatte. Auch fand die Stiftung, man könne Bührle keine antisemitische Haltung unterstellen, nur weil der 1940 einem Schweizer Magazin geschrieben hatte: »Vielleicht vergeht Dir dann die fratzenhafte jüdische Vorstellung, die Du von einem Industriellen zu haben scheinst.«

Vergeben worden war der Forschungsauftrag von der rot-grünen Stadtregierung, die damit jene Kritiker beruhigen wollte, die eine Verharmlosung der einstigen, skrupellosen Wirtschaftsgröße Bührle befürchteten. Als Keller sich aus dem Projekt verabschiedete, sorgte das für noch mehr Aufregung. In seinem Buch schildert er nun, wie Zürich um jeden Preis zu einer Kulturmetropole aufsteigen wolle. Auch deshalb habe sich die Wissenschaft der Standortpolitik unterordnen sollen. Die Universität habe nur die Geschäfte des Fabrikanten beleuchten dürfen. Wie und wo der Konzernchef seine Bilder eingekauft hatte, wurde von der Bührle-Stiftung selbst untersucht. Zwar hatte deren Direktor schon vor Jahren eine anerkannte amerikanische Provenienzforscherin angeheuert, die voll des Lobs für die Bemühungen ihrer Auftraggeber ist. Doch nicht jeder teilt das. Bereits 2015 verfassten Fachleute ein »Schwarzbuch Bührle«, das kein gutes Licht auf die Arbeit der Stiftung wirft. Einer der Herausgeber, der Schweizer Kunsthistoriker Guido Magnaguagno, hält sie nach wie vor für lückenhaft und tendenziös.

Etlchen Experten wäre es seriöser erschienen, die Recherchen an eine unabhängige



**Sammler Bührle 1954:** Tiefer als alle anderen Schweizer Unternehmer mit den Nazis verflochten

Instanz zu vergeben. Die Stiftung – das kommt noch hinzu – dürfte sich der Familie Bührle eng verbunden fühlen, der auch der größte Teil der Sammlung gehört. Die Angehörigen erben die meisten Bilder, und nicht nur für das Ansehen Zürichs, auch für den Ruf – und Wert – ihres Bestandes ist es wichtig, welchen Klang der Name Bührle in der weltweiten Kunstszene hat.

Kann der aber je gut sein? Schon bald nach dem Krieg war NS-Raubkunst in der Sammlung identifiziert worden. Allein sechs Bilder hatten dem jüdischen Pariser Händler Paul Rosenberg gehört, der Rückforderungen stellte. Immerhin wurde Bührle – obwohl er einst auch selbst im besetzten Paris eingekauft hatte – von der Schweizer Justiz guter Glauben und damit Ahnungslosigkeit zugestanden. Von insgesamt 13 Werken, die er in diesen Jahren abgeben musste, konnte er anschließend 9 noch einmal kaufen.

Später aber tauchte die Frage auf, ob die Sammlung weitere Raubkunst berge. Wie diese in der Schweiz überhaupt definiert werde? Wie beispielsweise umgehen mit Fluchtgut,

also mit jener Kunst, die verfolgte Juden verkaufen mussten, um ihre Flucht zu finanzieren? Öffentliche deutsche Museen würden da längst auch von NS-Raubkunst sprechen.

Mit ihr wurde der Markt einst geradezu überschwemmt. Händler oder Sammler, die in den Dreißigern und frühen Vierzigern an solche Werke gelangt waren, die ohne die Verfolgung durch die Nazis nicht verkauft worden wären, machten damit auch noch nach 1945 gute Geschäfte. Die Schweiz und New York wurden wichtige Drehscheiben. Damals, sagt Keller, sei der globale Kunstmarkt moderner Prägung überhaupt erst entstanden.

Auch Bührle nutzte Gelegenheiten, vor und nach Kriegsende. 1953 erwarb er etwa das Ölbild »La Sultane« von Édouard Manet. Von dem Werk hieß es immer, es habe einst dem jüdischen Breslauer Sammler Max Silberberg gehört. Der Händler, der es Bührle verkaufte, hatte das in der Rechnung erwähnt. Trotzdem sagt die Stiftung neuerdings, das stimme nicht, Silberberg habe das Werk nie besessen. Das sei ein gewaltiger Irrtum, betont wiederum eine andere Provenienzfor-

scherin. Auch bei Keller kommt Silberberg vor, ebenso wie das jüdische Ehepaar Nothmann, das 1939 nach England geflüchtet war und aus dessen Vorbesitz eine von Paul Cézanne gemalte Landschaft stammt. Doch würden von der Stiftung unter anderem die jüdische Herkunft der Nothmanns und damit ihre Opfergeschichte nicht erwähnt, sie werde unsichtbar gemacht.

In einer bedrohlichen Situation befand sich 1940 ebenfalls der gebürtige Hamburger Hans Erich Emden. Deutschland hatte ihn, den sogenannten Halbjuden, ausgebürgert, die Schweiz wollte den Staatenlosen nicht, obwohl sein gerade verstorbener Vater dort zwei Inseln im Lago Maggiore mit einem prachtvollen, wenngleich mit Hypotheken belasteten Anwesen besessen hatte. Das Vermögen der Familie hatte vor allem in Deutschland gelegen, wo es die Nazis an sich gerissen hatten. Der Sohn konnte einen haitianischen Pass kaufen, rettete sich im Winter 1940/41 nach Chile. Eine Enkelin Hans Erich Emdens sagt, ihr Großvater habe flüchten müssen, um sein Leben zu retten. Einem Mittelsmann habe er in der Not mehrere Bilder aus dem Erbe überlassen. Ein »Mohnblumenfeld« von Claude Monet gelangte an Bührle, die Umstände seien bis heute nicht angemessen geklärt. 2020 schrieb die Enkelin der Stadt Zürich, die als »Subventionsgeberin« des Kunsthouses auch antwortete, aber dann doch nur anmerkte, für Fragen zur Herkunft der Werke sei die Stiftung Bührle zuständig.

Keller sagt, der Umgang mit dieser Sammlung verrate viel über das Selbstverständnis der Schweiz. Nach einer kurzen Phase des selbstkritischen Rückblicks setze sich wieder die Haltung durch, das Land sei eine Art unschuldige Insel in den Wirren der Zeitgeschichte gewesen, selbst jemand wie Bührle sei in die nur hineingezogen worden. Und immer habe die Schweiz mitverdient, allein in den Jahren 1941 bis 1944 zahlte der Fabrikant etwa 100 Millionen Franken an Steuern.

Vor Kurzem kam heraus, dass der Wahlzürcher auch von Zwangsarbeit in der Schweiz profitierte. Angeblich schwer erziehbare Mädchen zwischen 16 und 20 Jahren wurden von Fürsorgeämtern in ein Heim eingewiesen, wo sie unter Aufsicht von Nonnen seit 1941 in einem seiner Unternehmen schufteten. Natürlich zeigte er lieber eine andere Seite, ließ sich vor seinen Bildern fotografieren. 1954 porträtierte ihn das US-Magazin »Life« inmitten seiner Sammlung.

Keller hat die kunsthistorische Bedeutung der Sammlung absichtlich ignoriert, weil die meistens überbetont werde, so als ließe sich damit alles andere überstrahlen. Andererseits sei es berührend zu wissen, »das sind Einzelwerke, die haben das gesamte 20. Jahrhundert und noch mehr unbeschadet überstanden« – so mancher Besitzerwechsel fand nur statt, weil die Welt an einem historischen Abgrund stand und einige diese Lage auch noch ausnutzten.

Ulrike Knöfel